

dtv

Mit der Einweisung in die Lungenheilstätte Grafenhof endet der dritte Teil von Thomas Bernhards Jugenderinnerungen, und ein neues Kapitel in der Lebens- und Leidensgeschichte des Achtzehnjährigen beginnt. Ein »Schatten« auf seiner Lunge verbannt ihn in die isolierte Welt des Sanatoriums, aus der es so leicht kein Entrinnen gibt. Ärzten, Pflegepersonal und Mitpatienten ausgeliefert, toben in ihm die widersprüchlichsten Gefühle. Mit nichts als Hoffnungslosigkeit konfrontiert, schwankt er immer wieder zwischen absoluter Anpassung und Auflehnung.

*Thomas Bernhard*, geboren am 9. Februar 1931, lebte in Ohlsdorf, Oberösterreich. 1951–54 Studium an der Akademie für Musik und darstellende Kunst in Salzburg und an der Hochschule für Musik in Wien. Seit 1957 freier Schriftsteller. Er starb am 12. Februar 1989 in Gmunden.

Thomas Bernhard

Die Kälte

Eine Isolation

Deutscher Taschenbuch Verlag

Ungekürzte Ausgabe  
September 1984  
12. Auflage Oktober 2005  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)

© 1981 Residenz Verlag, Salzburg und Wien  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlagbild: ›Zwei Männer beim Betrachten des Fernsehens‹  
(1983) von Georg Eisler  
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 3-423-10307-8

Jede Krankheit kann man  
Seelenkrankheit nennen.

*Novalis*



Mit dem sogenannten Schatten auf meine Lunge war auch wieder ein Schatten auf meine Existenz gefallen. *Grafenhof* war ein Schreckenswort, in ihm herrschten absolut und in völliger Immunität der Primarius und dessen Assistent und dessen Assistent und die für einen jungen Menschen wie mich entsetzlichen Zustände einer öffentlichen Lungenheilstätte. Hilfesuchend, bin ich doch hier mit nichts als mit Hoffnungslosigkeit konfrontiert gewesen, das hatten schon die ersten Augenblicke, ersten Stunden, noch unerhörter die ersten Tage gezeigt. Die Lage der Patienten verbesserte sich nicht, sie verschlimmerte sich mit der Zeit, auch meine eigene, ich fürchtete, hier genau denselben Weg gehen zu müssen wie die vor mir nach *Grafenhof* Eingewiesenen, an welchen ich nichts als die Trostlosigkeit ihrer Verfassung ablesen, an welchen ich nichts anderes als den Verfall studieren konnte. Auf meinem ersten Weg in die Kapelle, in welcher täglich eine Messe zelebriert worden ist, hatte ich ein Dutzend Partezettel an den Wänden zu lesen bekommen, lakonische Texte über in den letzten Wochen Verstorbene, die, so mein Gedanke, gerade noch wie ich durch diese hohen kalten Gänge gegangen waren. In ihren schäbigen Nachkriegsschlafrocken, abgetretenen Filzpantoffeln,

schmutzigen Nachthemdenkragen zogen sie, die Fiebertafeln unter ihre Arme geklemmt, an mir vorüber, hintereinander, ihre Blicke argwöhnisch auf mich gerichtet, ihr Ziel war die Liegehalle gewesen, eine halbverfallene Holzveranda im Freien, angebaut an das Hauptgebäude, offen gegen das Heukareck, den zweitausend Meter hohen Berg, der vier Monate lang ununterbrochen seinen kilometerlangen Schatten auf das unter der Heilstätte liegende Tal von Schwarzach warf, in welchem in diesen vier Monaten die Sonne nicht aufging. Welche infame Scheußlichkeit hat sich der Schöpfer hier ausgedacht, war mein Gedanke gewesen, was für eine abstoßende Form von Menschenelend. Im Vorübergehen schraubten diese zweifellos endgültig aus der Menschengesellschaft Ausgestoßenen widerwärtig, armselig und wie in einem heiligen Stolze verletzt, ihre braunen Glasspuckflaschen auf und spuckten hinein, mit einer perfiden Feierlichkeit holten sie hier überall schamlos und in einer nur ihnen eigenen raffinierten Kunst das Sputum aus ihren angefressenen Lungen und spuckten es in die Spuckflaschen. Die Gänge waren von diesem feierlichen Ziehen an Dutzenden und Aberdutzenden von zerfressenen Lungenflügeln und vom Schlurfen der Filzpantoffeln auf dem karbolgetränkten Linoleum



erfüllt. Eine Prozession fand hier statt, die auf der Liegehalle endete, in einer Feierlichkeit, wie ich sie bis dahin nur bei katholischen Begräbnissen konstatiert hatte, jeder Teilnehmer an dieser Prozession trug seine eigene Monstranz vor sich her: die braune Glasspuckflasche. Wenn der letzte auf die Liegehalle getreten war und sich dort niedergelassen hatte in der langen Reihe verrosteter Gitterbetten, wenn sich alle diese von ihrer Krankheit längst verunstalteten Körper mit ihren langen Nasen und großen Ohren, mit ihren langen Armen und krummen Beinen und mit ihrem penetrant-fauligen Geruch eingewickelt hatten in diese abgewetzten, grauen, muffigen, überhaupt nicht mehr wärmenden Decken, die ich doch nur noch als Kotzen bezeichnen konnte, herrschte Ruhe. Noch stand ich da, in einer Ecke, von welcher aus ich alles mit größter Deutlichkeit sehen, in der ich selbst aber kaum entdeckt werden konnte, *als der Beobachter* einer mir neuen Ungeheuerlichkeit, ja absoluten Menschenunwürdigkeit, die nichts als abstoßend, die Häßlichkeit und die Rücksichtslosigkeit zur Potenz gewesen war, und gehörte doch im Augenblick schon dazu; auch ich hatte ja schon die Spuckflasche in Händen, die Fiebertafel unter dem Arm, auch ich war schon auf dem Weg in die Liegehalle. Er-

schrocken suchte ich in der langen Reihe der Gitterbetten das meinige auf, das drittletzte zwischen zwei wortlosen alten Männern, die stundenlang wie tot in ihren Betten lagen, bis sie sich plötzlich aufrichteten und in ihre Spuckflaschen spuckten. Alle Patienten produzierten ununterbrochen Sputum, die meisten in großen Mengen, viele von ihnen hatten nicht nur eine, sondern mehrere Spuckflaschen bei sich, als hätten sie keine vordringlichere Aufgabe, als Sputum zu produzieren, als feuerten sie sich gegenseitig zu immer größerer Sputumproduktion an, ein Wettbewerb fand hier jeden Tag statt, so schien es, in welchem am Abend derjenige den Sieg davongetragen hatte, welcher am konzentriertesten und die größte Menge in seine Spuckflasche ausgespuckt hatte. Auch von mir hatten die Ärzte nichts anderes erwartet, als mich augenblicklich an diesem Wettbewerb zu beteiligen, aber ich mühte mich umsonst ab, ich produzierte kein Sputum, ich spuckte und spuckte, aber meine Spuckflasche blieb leer. Tagelang hatte ich den Versuch gemacht, etwas in die Flasche zu spucken, es gelang nicht, mein Rachen war von meinen verzweifelten Versuchen, spucken zu können, schon ganz aufgerissen, er schmerzte bald wie unter einer entsetzlichen Verkühlung, aber ich produzierte nicht die

kleinste Sputummenge. Aber hatte ich nicht den hohen ärztlichen Befehl erhalten, Sputum zu produzieren? Das Labor wartete auf mein Sputum, alles in Grafenhof schien auf mein Sputum zu warten, aber ich hatte keines; schließlich hatte ich den Willen, Sputum zu produzieren, nichts als diesen Willen, und ich versuchte mich in der Kunst des Spuckens, indem ich alle Arten von Auswurfserzeugung neben und hinter und vor mir studierte und selbst probierte, aber ich produzierte nichts außer immer größere Halschmerzen, mein ganzer Brustkorb schien entzündet. In Anbetracht meiner leeren Spuckflasche hatte ich das bedrückende Gefühl, *versagen zu müssen*, und ich steigerte mich mehr und mehr in einen absoluten Auswurfswillen, in eine Auswurfshysterie hinein. Meine kläglichen Versuche, Auswurf zu produzieren, waren nicht unbeobachtet geblieben, im Gegenteil, hatte ich den Eindruck, daß die ganze Aufmerksamkeit aller Patienten auf diese meine Versuche, Auswurf erzeugen zu können, gerichtet war. Je mehr ich mich in meine Auswurfshysterie hineinsteigerte, desto verschärfter war die Beobachtungsstrafe meiner Mitpatienten, sie strafte mich unaufhörlich mit ihren Blicken und mit umso größerer Auswurfkunst, indem sie mir von allen Ecken und Enden aus zeigten,

*wie* man spuckt, *wie* die Lungenflügel gereizt werden, um ihnen den Auswurf zu entziehen, als spielten sie schon jahrelang auf einem Instrument, das ihr ureigenes geworden war im Laufe der Zeit, auf ihrer Lunge, sie spielten auf ihren Lungenflügeln wie auf Saiteninstrumenten mit einer Virtuosität ohnegleichen. Hier hatte ich keine Chance, das Orchester war in beschämender Weise aufeinander eingestimmt, sie hatten ihre Meisterschaft schon so weit getrieben, daß es unsinnig gewesen war, zu glauben, mitspielen zu können, ich konnte an meinen Lungenflügeln zerrn und zupfen, wie ich wollte, ihre teuflischen Blicke, ihr perfider Argwohn, ihr schadenfrohes Gelächter zeigten mir unaufhörlich meinen Dilettantismus, mein Unvermögen, meine unwürdige Nichtkunst. Die Meister in ihrem Fache hatten drei bis vier Flaschen Auswurf neben sich, meine Flasche war leer, ich schraubte sie immer wieder verzweifelt auf und enttäuscht wieder zu. Aber *ich mußte spucken!* Alle forderten es von mir. Schließlich wendete ich Gewalt an, erzeugte längere intensive Hustenanfälle, immer mehr Hustenanfälle, bis ich schließlich in der künstlichen Erzeugung von Hustenanfällen Meisterschaft erlangt hatte und spuckte. Ich spuckte in die Flasche und eilte damit ins Labor. Es war unbrauchbar. Nach

drei, vier weiteren Tagen hatte ich meine Lunge so gequält, daß ich tatsächlich brauchbaren Auswurf aus meiner Lunge heraushustete, nach und nach füllte ich meine Flasche bis zur Hälfte. Ich war noch immer ein Dilettant, aber ich gab Anlaß zu Hoffnungen, mein Flascheninhalt war angenommen, wenn er auch vorher noch mit Mißtrauen betrachtet gegen das Licht gehalten worden war. Ich war lungenkrank, also hatte ich auszuspucken! Aber ich war nicht *positiv*, ich durfte mich nicht als vollwertiges Mitglied dieser Verschwörung fühlen. Die Verachtung traf mich zutiefst. Alle waren ansteckend, also positiv, ich nicht. Wieder und dann jeden zweiten Tag wurde von mir Sputum verlangt, ich hatte schon Routine, die Lungenflügel hatten sich an das Martyrium gewöhnt, ich produzierte jetzt schon mit Sicherheit Sputum, die halbe Flasche am Vormittag, die halbe am Nachmittag, das Labor war zufrieden. Aber ich war immer *negativ*. Zuerst waren, schien mir, nur die Ärzte enttäuscht, schließlich ich selbst. Etwas stimmte nicht! Hatte ich nicht zu sein wie alle andern? *Positiv*? Nach fünf Wochen war es soweit, der Befund war: *positiv*. Ich *war* plötzlich Vollmitglied der Gemeinschaft. Meine offene Lungentuberkulose war bestätigt. Zufriedenheit unter den Mitpatienten breitete sich aus, auch

ich war zufrieden. Die Perversität dieses Zustands war mir gar nicht zu Bewußtsein gekommen. Genugtuung stand auf den Gesichtern, die Ärzte hatten sich beruhigt. Jetzt würden die geeigneten Maßnahmen ergriffen. Keine Operation natürlich, eine Medikamentenbehandlung. Vielleicht auch sofort ein Pneu. Oder eine Kaustik. Alle Möglichkeiten waren in Betracht gezogen. Eine Plastik erforderte mein Zustand nicht, ich mußte nicht fürchten, sämtliche Rippen meines rechten Brustkorbs abgestemmt und den ganzen Lungenflügel herausgeschnitten zu bekommen. Zuerst wird ein Pneu gemacht, dachte ich. Wenn der Pneu nicht genug ist, kommt die Kaustik. Auf die Kaustik folgt die Plastik. Ich hatte ja jetzt schon einen hohen Stand der Wissenschaft von der Lungenkrankheit erreicht, ich wußte Bescheid. Es begann immer mit dem Pneu. Tagtäglich standen Dutzende zur Füllung an. Eine Routinesache, wie ich sah, alle hier hingestochen, es war alltäglich. Sie würden mit einer Streptomycinbehandlung anfangen, dachte ich. Tatsächlich war das Ergebnis, daß ich positiv sei, mit Genugtuung aufgenommen worden bei meinen Mitpatienten. Sie hatten erreicht, was sie wollten: keinen Außenseiter. Jetzt war ich würdig, unter ihnen zu sein. Wenn ich auch nur die

*Niederen Weihen* erlangt hatte, so war ich doch in gewisser Weise ebenbürtig. Auf einmal hatte ich wie sie eingefallene Wangen, eine lange Nase, große Ohren, einen aufgeschwemmten Bauch. Ich gehörte zu der Kategorie der Abgemagerten, nicht zu der Kategorie der Aufgeschwemmten. Zuerst sind die Lungenkranken abgemagert, dann sind sie aufgeschwemmt, dann sind sie wieder abgemagert. Die Krankheit verläuft von der Abmagerung über die Aufschwemmung bis zur Abmagerung. Bei Eintritt des Todes sind sie alle vollkommen abgemagert. Ich war schon sehr geschickt im Tragen der Anstaltskleidung, ich schlurfte so wie sie mit meinen Filzpantoffeln über die Gänge, ja ich hustete auf einmal scham- und rücksichtslos in die Gegend, gleich, ob ich allein war oder nicht, ich entdeckte mich bei so vielen Nachlässigkeiten und Ungezogenheiten und Unmöglichkeiten selbst, die mir gerade zuvor bei den andern als absolut unzulässig und widerwärtig aufgefallen waren. Da ich nun einmal da war, wollte ich in diese Gemeinschaft gehören, auch wenn es sich um die scheußlichste und entsetzlichste Gemeinschaft handelte, die sich denken läßt. Hatte ich eine andere Wahl? War es nicht folgerichtig, daß ich hier gelandet war? War nicht mein ganzes bisheriges Leben auf dieses Grafenhof hin kon-

struiert gewesen? Auch ich war ein Kriegsofper!  
Ich tauchte unter, alles habe ich für dieses Untertauchen getan. Hier wird gestorben, sonst nichts, ich richtete mich darauf ein, ich war keine Ausnahme. Was ich drei, vier Wochen vorher noch für unmöglich gehalten hatte, war mir gelungen: zu sein wie sie. Aber stimmte das auch? Ich verdrängte diesen Gedanken, ich richtete mich in der Todesgemeinschaft ein, ich hatte alles bis auf mein Hiersein verloren. Ich hatte keine andere Wahl, als mich für diese hier herrschende Pflicht aufzugeben, vollkommen aufzugeben für die Tatsache, ein Lungenkranker zu sein, mit allen Konsequenzen, ohne Rückzugsmöglichkeit. Ich hatte ein Bett im Schlafzimmer, ein Spind auf dem Gang, ein Bett auf der Liegehalle, einen Platz im Speisesaal. Mehr hatte ich nicht, wenn ich die Erinnerung ausschaltete. Gierig schaute ich mich nach irgendeinem Leidensgenossen um, dem ich mich hätte öffnen können, aber ich fand keinen, wenigstens nicht in den ersten Wochen. Es hatte nicht den geringsten Sinn gehabt, sich gegen die natürliche Entwicklung zur Wehr zu setzen, ich mußte ganz einfach die graue Farbe, die hier herrschte, annehmen, um es aushalten zu können, mich gleichmachen. Wenn ein Neuer kam, beobachtete ich genauso argwöhnisch seine Entwicklung,



wie meine Vorgänger meine Entwicklung beobachtet hatten, mit der kalten und skrupellosen Eindringlichkeit des Opfers, das keine Bevorzugung duldet. Wie aus einem Menschen eine nichtswürdige Kreatur wird, die als Mensch nicht mehr zur Kenntnis genommen wird. Jetzt hatte ich, so mein Gedanke, die Möglichkeit, Gesunde anzustecken, ein Machtmittel, mit welchem alle Lungenkranken, alle Träger ansteckender Krankheiten von jeher ausgestattet sind, dasselbe Machtmittel, das ich an jenen bis daher verabscheut hatte, die mich wochenlang mit ihren Blicken, mit ihrer Gemeinheit, mit ihrer Schadenfreude gejagt und verfolgt hatten. Jetzt konnte ich selbst aushusten und annehmen, eine Existenz zu vernichten! Dachte ich nicht genauso wie sie? Ich haßte plötzlich alles, das gesund war. Mein Haß richtete sich von einem Augenblick auf den andern gegen alles außerhalb von Grafenhof, gegen alles in der Welt, selbst gegen die eigene Familie. Aber dieser Haß starb bald ab, denn er hatte hier keine Nahrung, hier war alles krank, vom Leben abgetrennt, ausgeschlossen, auf den Tod konzentriert, auf ihn ausgerichtet. Vor fünfzig Jahren hätten sie alle, ohne zu zögern, gesagt: *todgeweiht*. Die Außenwelt hatte sich längst entfernt, sie war überhaupt nicht mehr wahrnehmbar, was in diese Mauern

hereinkam, war schon so abgetakelt, daß es nurmehr noch als gemeine Lüge empfunden werden konnte, spärliche Nachrichten ohne Wirkung. Ganze Erdteile hätten explodieren können, es hätte hier, wo der Spucknapf herrschte, keinerlei Interesse erweckt. Alles war auf die Erzeugung von Sputum, auf qualvolles, gleichzeitig kunstvolles Ein- und Ausatmen konzentriert, auf die tagtägliche Therapieangst, Operationsangst, Todesangst. Und wie sich mit den Ärzten, vor allem mit dem Primarius, arrangieren. In diesem Punkt war ich chancenlos, ein magerer Kaufmannslehrling, das Gesicht voller Pickel, ein achtzehnjähriger Anonymus ohne die geringste Reputation, bar jeder Fürsprache, von der Gebietskrankenkasse eingewiesen, mit einem Gepäck angekommen, das nur die tiefste Geringschätzung wert gewesen war: ein alter Papierkoffer aus dem Krieg, zwei billige, abgetragene amerikanische Hosen, zwei ausgewaschene Militärhemden, zerstopfte Socken, an den Füßen zerfetzte Gummischuhe. Der Walkjanker meines Großvaters war mein Prunkstück gewesen, nicht vergessen darf ich den Klavierauszug der *Zauberflöte* und Haydns *Schöpfung*. Ein Blick genügte, um mich in das minderwertigste aller Zimmer einzuweisen, in das größte nordseitige mit seinen zwölf Betten, in welchem un-

tergebracht war, was auch heute noch als unterprivilegiert bezeichnet wird: Hilfsarbeiter, Lehrlinge. In diesem Zimmer hauste aber auch ein sogenannter Doktor der Rechte, der als verkommen galt. Erst nach und nach erklärte ich mir sein Dasein. Jeder hatte ein Spind auf dem Gang, an dessen Ende gab es zwei Toiletten für ungefähr achtzig Männer und einen einzigen Waschraum, das Gedränge in der Frühe kann sich jeder vorstellen, wenn diese achtzig beinahe gleichzeitig auf die Toiletten und in den Waschraum stürzten, herrschte das Chaos, aber der Mensch gewöhnt sich erstaunlich schnell an Tatsachen dieser Art, wenn sie sich tagtäglich wiederholen, er braucht drei, vier Tage, dann ist ihm der Mechanismus vertraut, er hat keine Wahl, er fügt sich, er macht mit, er fällt nicht mehr auf. Der Individualist wird ausgemacht und abgetötet. Wie die Schweine an den Trog drängten sich die Patienten an die Wasserleitungen im Waschraum, und die stärkeren stießen die schwächeren einfach weg, die Wasserhähne waren an jedem Morgen immer wieder im Besitz der gleichen Leute, Fußtritte, Schläge in die Weichteile machten diesen Waschraumfanatikern den Weg augenblicklich frei, die Lungenkranken entwickeln im Bedarfsfall unheimliche Körperkräfte. Die Todesangst macht sie stark,

erhebt die Rücksichtslosigkeit zum Prinzip, der Ausgestoßene, der Todeskandidat hat nichts zu verlieren. Es ging ihnen mehr um die Erfrischung als um die Reinigung ihres Körpers. Viele betraten den Waschraum nur einmal wöchentlich, viele auch noch seltener, vor Untersuchungen selbstverständlich, denn da sollten sie sauber erscheinen, aber Sauberkeit ist, wie alle andern, ein relativer Begriff. Der Geruch in den Zimmern und in der ganzen Heilstätte war nichts für einen empfindsamen Menschen, er war dem Grau, das hier herrschte, entsprechend. Umso auffallender gebärdeten sich bei ihrem Auftreten die schneeweißen Ärztekittel. Visite war um neun Uhr, das Ärztetriumvirat erschien am Eingang der Liegehalle, Patientenköpfe, die gerade noch in der Höhe waren, fielen automatisch zurück, das Liegespalier war reglos. Die Hände in die Hüften gestemmt, bestimmte der Primarius die Therapien, verordnete er die Medikamente, indem er von Bett zu Bett ging. Manchmal beugte er sich vor und klopfte einem Patienten auf die Brust, der Blick auf eine Fiebertafel löste bei ihm sehr oft ein Gelächter aus, das das Tal erfüllte. Mit den Herren Kollegen unterhielt er sich nur in Gemurmel. Weit über sechzig, gedrunken, verfettet, hatte er ein streng militärisches Gehaben und betrachtete die Pa-